

Buch

In Marokko ersteht ein englisches Ehepaar eine Tafel mit uralten Schriftzeichen. Tags darauf sind die beiden tot, die Tafel ist verschwunden. Detective Chris Bronson wird aus England hinzugezogen. Der erste Anschein eines tragischen Unfalls verflüchtigt sich schlagartig, als auf Chris ein Anschlag verübt wird. Er weiß: Der Schlüssel zu dem Fall liegt in der verschwundenen Schrifttafel. Und um die zu finden, braucht er die Hilfe seiner Exfrau, der Archäologin Angela Lewis.

Autor

James Becker machte Karriere bei der Royal Navy's Fleet Air und diente u. a. im Falklandkrieg. Viele der Schauplätze, die er beruflich besuchte, finden heute Einzug in seine Romane: sei es der Jemen, Nordirland oder Russland. Sein privates Interesse gilt der Antike und dem Mittelalter. In seine Romane flicht er daher auch immer altertümliche Elemente ein, verbindet diese aber gekonnt mit einer modernen, zeitgenössischen Handlung.

James Becker

GOTTESFLUCH

Thriller

Übersetzt von Wolfgang Thon

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »The Moses Stone«
bei Bantam Press, London.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2011 bei Blanvalet Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2009 by James Becker

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011

by Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagmotiv: © Artwork HildenDesign, München

Redaktion: Ulrike Ebenritter

lf · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

eISBN 978-3-641-12879-1

www.blanvalet.de

Prolog

MASADA, JUDÄA, 73 n. Chr.

»Wir können nicht länger warten!«

Elazar Ben Ya'ir stand auf einem schweren Holztisch fast in der Mitte der Festung und blickte in die Gesichter der Männer und Frauen, die sich um ihn versammelt hatten.

Draußen vor den mächtigen Mauern herrschte ein lärmendes Durcheinander – Befehlsgebrüll, das Gepolter von Schachtarbeiten und das Krachen von Stein auf Stein erzeugten hinter seinen Worten eine allgegenwärtige Geräuschkulisse. Manchmal wurde das Getöse von einem dumpfen Knall und einem scharfen Schlag unterbrochen, immer wenn ein Geschoss aus einer der mächtigen römischen Wurfmaschinen gegen die Bastionen der Festung krachte.

Ben Ya'ir hatte in den letzten sieben Jahren die jüdischen Sicarii-Rebellen angeführt, seit sie Masada aus den Klauen der dortigen römischen Garnison befreit hatten. Die Sicarii waren radikale Zeloten. Sie waren so radikal, dass sie sogar ihre eigenen Landsleute und fast alle anderen Einwohner Judäas zu ihren Feinden zählten. Seit über zwei Jahren nutzten sie diese Bergfestung als Basis für Überfälle auf römische und jüdische Siedlungen im ganzen Land.

Im Jahr zuvor hatte Lucius Flavius Silva, der römische

Statthalter von Judäa, die Geduld mit den Sicarii verloren und Masada mit der Legion *Fretensis*, einer Truppe aus mehr als fünftausend schlachterprobten Soldaten, angegriffen. Aber Masada war eine harte Nuss, und alle Versuche der Römer, die Bastionen zu überwinden, waren gescheitert. Als letztes Mittel hatten sie begonnen, einen Wall, eine *Circumvallation*, um einen Teil der Feste zu errichten, und eine Rampe gebaut, die hoch genug war, dass sie einen Rammbock gegen die dicken ringförmigen Wälle der Zitadelle einsetzen konnten.

»Ihr habt alle die Rampe gesehen, die mittlerweile bis an unsere Mauern reicht«, erklärte Elazar Ben Ya'ir. Seine Stimme klang kräftig, doch ein resignierter Unterton war unüberhörbar. »Morgen oder spätestens übermorgen wird dieser Prellbock unsere Bastionen einreißen. Das können wir nicht länger verhindern, und sobald die Römer die Mauern durchbrochen haben, werden sie uns überrennen. Wir zählen weniger als eintausend, Männer, Frauen und Kinder gerechnet. Der Feind vor unseren Wällen zählt mindestens fünfmal so viel. Gebt euch keiner Täuschung hin, die Römer werden obsiegen, ganz gleich, wie wild oder tapfer wir kämpfen.«

Elazar Ben Ya'ir machte eine Pause und sah sich um. Eine Pfeilsalve zischte von jenseits der Zinnen durch die Luft über die Köpfe der Verteidiger hinweg, aber kaum einer von ihnen machte sich die Mühe, auch nur hochzublicken.

»Wenn wir kämpfen«, fuhr Ben Ya'ir fort, »werden die meisten von uns getötet werden – sie können sich noch glücklich schätzen. Denn wer überlebt, wird entweder hingerichtet, wahrscheinlich durch eine Kreuzigung, oder er wird auf einem Sklavenmarkt an der Küste verkauft.«

Mit wütendem Gemurmel reagierten die Zuhörer auf die Worte ihres Anführers. Die Römer hatten eine Kriegsliste erstanden, mit der sie die Verteidigungsfähigkeit der Sicarii

massiv einschränken konnten: Sie hatten Sklaven gezwungen, diese Rampe zu bauen, und sie würden zweifellos auch an den Rammböcken Sklaven einsetzen. Um eine Festung anzugreifen, die von Juden verteidigt wurde, hatten die Römer also jüdische Sklaven benutzt. Wenn die Sicarii sich verteidigen wollten, mussten sie somit ihre eigenen versklavten Landsleute töten. Und das war etwas, das selbst ihnen, die nicht gerade für ihre Toleranz berühmt waren, zutiefst widerstrebt.

Aus diesem Grund waren sie nicht imstande gewesen, den Bau der Rampe zu verhindern; aus demselben Grund würden sie auch nichts gegen die Rammböcke unternehmen können.

»Unsere Alternative ist ganz einfach«, schloss Ben Ya'ir. »Wenn wir kämpfen und nicht in der Schlacht fallen, sterben wir entweder an Kreuze genagelt im Tal dort unten, oder wir werden Sklaven der Römer.«

Die Menge verstummte und sah ihn an.

»Und wenn wir uns ergeben?«, fragte jemand wütend.

»Das ist deine Entscheidung, Bruder«, antwortete Elazar Ben Ya'ir und blickte auf den jungen Mann herab, der die Frage gestellt hatte. »Aber du wirst trotzdem gekreuzigt oder versklavt werden.«

»Was also können wir tun, wenn wir weder kämpfen noch uns ergeben können? Welche anderen Möglichkeiten haben wir denn noch?«

»Es gibt eine«, antwortete Ben Ya'ir, »nur eine; und sie erlaubt uns, einen Sieg davonzutragen, der die Zeiten überdauern wird.«

»Wir können die Römer besiegen?«

»Wir können sie besiegen, ja, aber nicht so, wie ihr glaubt.«

»Wie sonst?«

Elazar Ben Ya'ir schwieg einige Herzschläge lang und musterte die Menschen, mit denen er in den letzten sieben Jahren sein Leben und die Festung geteilt hatte. Dann sagte er es ihnen.

Als die Nacht hereinbrach, erstarben auch die Geräusche der Arbeiten draußen auf den Rampen. In der Zitadelle bereiteten sich die Männer in kleinen Gruppen auf den letzten Akt dieses Dramas um Masada vor.

Sie stapelten Holz und Behälter mit brennbarem Öl in allen Lagerräumen am nördlichen Ende der Festung. Nur eine kleine Flucht von Zimmern ließen sie auf Elazar Ben Ya'irs ausdrückliches Geheiß hin unberührt. Als dann die letzten Sonnenstrahlen auf den Gipfeln der Berge ringsum erloschen, errichteten sie einen großen Scheiterhaufen in der Mitte des Hauptplatzes der Festung und zündeten ihn an. Dann steckten sie auch die Holzstapel in den Lagerräumen an.

Nachdem alle Vorbereitungen abgeschlossen waren, rief Elazar Ben Ya'ir vier Männer zu sich und gab ihnen sehr genaue Anweisungen.

Der Bau der Rampe hatte die Aufmerksamkeit der Römer auf die Westseite der Zitadelle konzentriert; folglich war dort der größte Teil der Legionäre versammelt, um sich auf den letzten Angriff vorzubereiten. Zwar waren auch einige um den übrigen Teil der Festung postiert, sogar auf der höchsten Stelle weit unterhalb des Felsvorsprungs, auf dem sie stand, aber in den letzten Tagen und Wochen hatte sich ihre Zahl dort immer weiter verringert.

Am östlichen Rand von Masada fielen die Klippen fast fünfhundert Meter steil in die Tiefe. Es war keine senkrechte Felswand, aber der Abstieg war so schwierig und gefährlich,

dass die Römer offenbar der Meinung waren, kein Sicarii wäre so dumm, diesen Ausweg zu riskieren. Deshalb waren dort nur sehr wenige Wachen aufgestellt. Und bis zu dieser Nacht stimmten die Einschätzungen der Römer.

Ben Ya'ir führte die vier Männer zum Fuß der gewaltigen Mauer, die den Rand des Masada-Plateaus schützte. Er gab ihnen zwei zylindrische Objekte, die beide in Leinen gehüllt und mit einer Schnur fest umwickelt waren, und dazu zwei schwere steinerne Tafeln, die ebenfalls von Leinentüchern geschützt wurden. Dann umarmte er jeden der Männer einen Augenblick, drehte sich um und ging. Wie Geister in der Nacht kletterten die vier Männer über die Mauer und verschwanden lautlos zwischen den Felsen, die den Beginn ihres gefährlichen Abstiegs markierten.

Die versammelten Sicarii, neunhundertdreiundsechzig Männer, Frauen und Kinder, knieten sich zu einem letzten Gebet nieder. Dann bildeten sie eine lange Reihe vor einem Tisch, der an einer Mauer der Festung stand. Dort zogen sie Strohhalme. Als der Letzte von ihnen seinen Strohhalm gezogen hatte, traten zehn Männer aus der Menge der Versammelten hervor und kehrten zu dem Tisch zurück, an dem Elazar Ben Ya'ir wartete. Er befahl, die Namen dieser Männer und ihres Anführers aufzuzeichnen. Ein Schreiber notierte sorgfältig jeden einzelnen Namen auf eine von elf Tonscherben.

Dann ging Ben Ya'ir zum Burgfried voraus. Herodes hatte dieses Gebäude vor über einhundert Jahren als seine persönliche Festung errichtet lassen, nachdem sein römisches Oberhaupt ihn zum König von Judäa ernannt hatte. Dort befahl Ben Ya'ir, die Scherben sorgfältig zu vergraben als eine Art Aufzeichnung über den Ausgang der Belagerung.

Schließlich ging er zurück zur Mitte der Festung und gab

einen Befehl – ein einziges Wort, das durch die gesamte Zitadelle hallte.

Bis auf die zehn, die durch das Los ausgewählt waren, schnallten alle kampffähigen Männer ihre Waffen ab und ließen ihre Schwerter und Dolche auf den Boden fallen. Das Klappern Hunderter Waffen, die auf den festgetretenen Lehm aufschlugen, schallte von den Wänden zurück.

Dann gab Ben Ya'ir einen zweiten Befehl, und jeder der zehn Männer stellte sich vor einen seiner unbewaffneten Gefährten. Ben Ya'ir sah zu, wie eines der ersten Opfer vortrat und den Mann umarmte, der sein Henker sein würde.

»Stoß schnell und genau zu, mein Bruder«, sagte der Mann, während er zurücktrat.

Zwei seiner Gefährten packten die Arme des Unbewaffneten und hielten ihn fest. Der Bewaffnete zückte sein Schwert, beugte sich vor, zog sanft die Tunika des Opfers auseinander und legte seine Brust frei. Dann holte er mit dem rechten Arm aus.

»Gehe hin in Frieden, mein Freund«, sagte er. Seine Stimme zitterte ein wenig, dann stieß er die Klinge seines Schwertes mit einem einzigen kräftigen Hieb in das Herz des anderen Mannes. Das Opfer stöhnte auf, aber kein Schmerzensschrei drang über seine Lippen.

Sorgsam und ehrerbietig legten die beiden Männer den leblosen Körper auf den Boden.

Auf dem gesamten Platz setzte sich dieser Vorgang in kleinen Menschengruppen fort, bis zehn Verteidiger von Masada tot auf dem Boden lagen.

Elazar Ben Ya'ir wiederholte den Befehl, und erneut hielten die Schwerter blutige Ernte; diesmal tötete eines von ihnen Ben Ya'ir selbst.

Etwa eine halbe Stunde später lagen alle tot am Boden –

bis auf zwei Sicarii. Ernst zogen die beiden letzten Männer Strohhalme, und erneut beendete ein kurzer, kräftiger Stoß mit dem Schwert ein Leben. Der übrig gebliebene Krieger, dem die Tränen über das Gesicht liefen, ging durch die Festung und untersuchte jeden Körper, um sich davon zu überzeugen, dass keiner seiner Gefährten noch am Leben war.

Dann sah er sich ein letztes Mal in der Zitadelle um, in der jetzt niemand mehr lebte bis auf ihn. Er murmelte ein letztes Gebet an seinen Gott, bat ihn um Vergebung, drehte sein Schwert um, setzte die Spitze auf seine Brust und stürzte sich in die Klinge.

Am folgenden Morgen begannen die Prellböcke ihr Werk an der westlichen Mauer von Masada und brachen rasch durch. Die Römer sahen sich sofort einem weiteren Bollwerk gegenüber, das die verzweifelten Sicarii offenbar als letzte Verteidigungslinie errichtet hatten, durchbrachen es jedoch in wenigen Minuten. Kurz darauf strömten die Soldaten in die Festung.

Eine Stunde nachdem die Mauer durchbrochen war, ging Lucius Flavius Silva die Rampe hinauf, vorbei an den Reihen der Legionäre, und betrat die Festung durch das klaffende Loch im Wall. Dort sah er sich ungläubig um.

Überall lagen die Leichen von Männern, Frauen und Kindern. Das Blut, das ihre Brust bedeckte, war bereits schwarz und geronnen. Fliegen schwärmten gierig in der Nachmittagssonne umher. Aaskrähen pickten an dem weichen Fleisch der Toten, und Ratten rannten über die Körper.

»Alle tot?«, fragte Silva einen Zenturio.

»So haben wir sie gefunden, Herr. Aber es gab sieben Überlebende ... zwei Frauen und fünf Kinder. Sie haben sich in einer Zisterne am südlichen Ende des Plateaus versteckt.«

»Haben sie gesagt, was hier geschehen ist? Haben diese Männer sich selbst getötet?«

»Nicht direkt, Herr, denn das verbietet ihre Religion. Sie haben Lose gezogen und sich gegenseitig getötet. Der letzte Mann«, der Zenturio deutete auf eine Leiche, die mit dem Gesicht nach unten lag und aus deren Rücken die Spitze eines Schwertes herausragte, »hat sich in seine Klinge gestürzt. Er war der Einzige, der wirklich Selbstmord begangen hat.«

»Aber warum?«, erkundigte sich Silva, obwohl es nur eine rhetorische Frage war.

»Laut den Frauen hat ihr Anführer, Elazar Ben Ya'ir, ihnen erzählt, dass es uns den Sieg entreißen würde, wenn sie sich selbst das Leben nähmen, und zwar zu einer Zeit und auf eine Art und Weise, die sie selbst bestimmten.« Der Offizier deutete auf das nördliche Ende der Zitadelle. »Sie hätten noch lange weiterkämpfen können. Die Lagerräume, die sie nicht in Brand gesetzt haben, sind voller Nahrungsmittel, und in den Zisternen ist genug frisches Wasser.«

»Falls sie tatsächlich gewonnen haben, ist dies hier aber ein sehr merkwürdiger Sieg«, knurrte Silva, der immer noch die vielen Leichen betrachtete. »Wir haben Masada eingenommen, die schäbigen Sicarii sind endlich tot, und wir haben bei dem Angriff nicht einen einzigen Legionär verloren. Solche Niederlagen lasse ich mir nur zu gerne gefallen!«

Der Zenturio lächelte höflich. »Die Frauen und Kinder, General... wie lauten Eure Befehle?«

»Schaff die Kinder zum nächsten Sklavenmarkt und übergib die Frauen den Truppen. Falls sie noch leben, wenn die Männer mit ihnen fertig sind, können sie gehen.«

Direkt außerhalb von Masada, gut einhundertfünfzig Meter über dem Wüstenboden, warteten die vier Sicarii versteckt

hinter einem Felsvorsprung. Nachdem die römischen Truppen eine Bresche in die Mauer geschlagen hatten und in die Zitadelle eingedrungen waren, wurde den restlichen Wachposten befohlen, ihre Positionen zu verlassen. Aber selbst nachdem die Legionäre gegangen waren, warteten die vier Männer erst noch den Einbruch der Dunkelheit ab, bevor sie ihren Abstieg beendeten.

Drei Tage später erreichten sie Ir-Tzadok B'Succaca, eine Berggemeinde, die zweitausend Jahre später unter dem Namen Qumran Berühmtheit erlangen sollte. Die vier Sicarii blieben einen Tag lang auf dem Plateau und setzten anschließend ihre Reise fort.

Sie folgten dem westlichen Gestade des Toten Meeres etwa fünf Meilen weit, bevor sie nach Norden abbogen. Sie durchquerten die Städte Cyprus, Taurus und Jericho, bevor sie in Phasaelis übernachteten. Am zweiten Tag reisten sie nach Nordwesten, nach Shiloh, aber nachdem sie die Stadt verlassen hatten und nach Norden am westlichen Hang des Berges Gerizim weitergingen, wurde das Gelände erheblich schwieriger. Als die Dunkelheit hereinbrach, hatten sie erst Mahnayim erreicht. Am nächsten Tag trafen sie in Sychar ein und ruhten sich einen weiteren Tag aus. Jetzt begann der anstrengendste Teil ihrer Reise: die zehn Meilen lange Etappe über sehr schwieriges Gelände zum westlichen Fuß des Berges Ebal, an dem die Stadt Bemesilis lag.

Für diese Etappe benötigten sie den gesamten folgenden Tag, und erneut rasteten sie vierundzwanzig Stunden, bevor sie ihre Reise nach Norden fortsetzten, nach Ginae. Sie erreichten diese Stadt fast zwei Wochen nach ihrem Ausbruch von der Festung Masada. In Ginae kauften sie zusätzliche Vorräte für den letzten Abschnitt ihrer Reise.

Am folgenden Morgen brachen sie in nordwestlicher Rich-

tung auf, durchwanderten die Dattelpalmenhaine in den fruchtbaren Ebenen, die sich vom See von Galiläa bis zu den Ufern des Toten Meeres erstreckten, und nahmen Kurs auf die Ebene von Esdraelon. Der Weg, dem sie folgten, schlängelte sich nach links und nach rechts, umging Hindernisse und mied die Hochebenen, die zwischen ihnen und ihrem Ziel lagen. So kamen sie nur sehr langsam voran und marschierten erschöpft unter der glühend heißen Sonne, die als ständige Begleiterin erbarmungslos auf sie herabbrannte.

Sie erblickten ihr Ziel erst am späten Nachmittag. Es war fast dunkel geworden, als sie den Fuß des Hügels erreichten. Statt den Hang im Dunkeln zu erklimmen und die Aufgabe zu erfüllen, die ihnen Elazar Ben Ya'ir gegeben hatte, beschlossen sie, an dieser Stelle zu übernachten.

Bei Sonnenaufgang befanden sich die vier Männer bereits auf dem Plateau. Nur einer von ihnen war schon einmal hier gewesen. Sie brauchten mehr als acht Stunden, bis sie ihre Aufgabe erfüllt hatten.

Erst am späten Nachmittag konnten sie den steilen Pfad zur Ebene wieder hinabsteigen, und es war bereits Mitternacht, als sie Nain erreichten. Ihre Reise war nun jedoch leichter, denn sie trugen jetzt weder die beiden zylindrischen Behälter noch die Steintafeln mit sich.

Am folgenden Morgen suchten sie einen Töpfer im Ort auf. Sie boten ihm gerade so viel Geld, dass er keine Fragen stellen würde, und mieteten für den Rest des Tages seine Werkstatt. Dort schlossen sie sich bis zum Abend ein und arbeiteten im flackernden Licht zahlreicher Talgkerzen.

Am nächsten Tag gingen die vier Männer ihrer Wege, jeder betraut mit einer einzigen weiteren Aufgabe, die er noch erfüllen musste.

Sie sahen sich niemals wieder.

Teil eins

MAROKKO



Margaret O'Connor liebte die Medina und betete den Souk geradezu an.

Man hatte ihr gesagt, das Wort Medina bedeute auf Arabisch »Stadt«, aber in Rabat, wie in vielen anderen marokkanischen Städten auch, war das der enger gefasste Begriff für die Altstadt, dieses Labyrinth von verschlungenen Straßen, die meist viel zu schmal waren, als dass Autos hindurchgepasst hätten. In einigen dieser Gassen hätten sogar zwei Leute, die nebeneinandergehen wollten, eng zusammenrücken müssen. Und im Souk selbst waren manche Durchgänge noch schmaler, obwohl es dort auch große, freie Flächen gab, auf denen Buden standen und man Nischen mit Geschäften finden konnte. Für Margaret waren diese Gänge in ihrer Exzentriz noch charmanter. Die Straßen schlängelten sich an uralten Häusern mit rissigem Putz vorbei, mit abblätternder, von der Sonne verblichener Farbe.

Jedes Mal, wenn sie und Ralph diese Gegend besuchten, wurden sie von einer Horde von Menschen umringt. Zuerst war sie etwas enttäuscht gewesen, dass die meisten Einheimischen westliche Kleidung zu bevorzugen schienen; häufig waren Jeans und T-Shirts zu sehen statt der traditionellen arabischen Kleidung, der Djellabas, die sie zu sehen erwartet hatte. Doch der Reiseführer, den sie am Empfangstresen ihres Hotels gekauft hatten, erklärte ihnen, warum.

Obwohl Marokko eine islamische Nation war, bestand die Bevölkerung des Landes nur etwa zu einem Viertel aus Arabern; der größte Teil der Einwohner waren Berber, genauer Imazighen, die ursprünglichen, nicht arabischen Einwohner von Nordafrika. Die Berber hatten die archaische Bevölkerung von Marokko gebildet und sich der arabischen Invasion ihres Landes am Anfang widersetzt. Doch im Laufe der Zeit waren die meisten von ihnen zum Islam übergetreten und hatten begonnen, Arabisch zu sprechen. Diese langsame Assimilation der Berber in die arabische Gemeinschaft führte zu einer bunten Mischung von Kleidung, Kultur und Sprachen. Hier wurde sowohl Arabisch als auch die Sprache der Berber, Tamazight, gesprochen, ebenso wie Französisch, Spanisch und sogar Englisch.

Margaret O'Connor liebte die Geräusche und Gerüche und das bunte Treiben. Sie ertrug sogar den scheinbar endlosen Strom kleiner Jungen, die durch die schmalen Gassen rannten, um Geld bettelten oder sich den offenkundigen Touristen als Führer andienten.

Es war ihr erster Besuch in Marokko, zusammen mit ihrem Ehemann Ralph, der ganz offensichtlich weit weniger von dem Land verzaubert war als seine Frau. Er fühlte sich von den Menschenmassen, die sich durch den Souk zwängten, beengt, und die Myriaden unbekannter Gerüche belästigten ihn. Ihm waren die ebenfalls ausländischen, aber doch unendlich vertrauteren Hotels lieber, die die spanischen Costas säumten, ihr übliches Urlaubsziel. Aber dieses Jahr hatte Margaret unbedingt etwas Exotischeres ausprobieren wollen, etwas wirklich anderes, und Marokko schien ein guter Kompromiss zu sein.

Das Land lag immerhin auf einem anderen Kontinent, in Afrika, war aber dennoch nah genug, dass sie keinen endlos

langen Flug ertragen mussten. Sie hatten sich gegen Casablanca entschieden, weil ihnen alle erzählt hatten, dass es nur eine typische schmutzige und laute Hafenstadt sei und das krasse Gegenteil von dem romantischen Image, das Hollywood davon erzeugt hatte. Also buchten sie einen Billigflug nach Casablanca und mieteten dort einen Wagen, mit dem sie nach Norden in ein preisgünstiges Hotel in Rabat gefahren waren.

Und an diesem frühen Abend, ihrem letzten in Marokko, schlenderten sie erneut in Richtung Souk, Margaret aufgeregt, Ralph dagegen mit resignierter Miene.

»Was genau willst du dort eigentlich kaufen?«

»Nichts. Alles. Ich weiß nicht.« Margaret blieb stehen und sah ihren Ehemann an. »Du hast keinen Funken Romantik im Leib, stimmt's?« Das war mehr eine Feststellung als eine Frage. »Hör zu, wir reisen morgen ab, und ich wollte einfach nur noch mal durch den Souk gehen und ein paar Fotos machen, damit wir uns an diesen Urlaub erinnern. Schließlich bezweifle ich stark, dass wir noch einmal hierher zurückkommen, hab ich recht?«

»Jedenfalls nicht, wenn ich ein Wörtchen mitzureden habe«, murmelte Ralph, als seine Frau sich wieder zur Medina umdrehte. Aber er war nicht leise genug, sodass Margaret ihn hörte.

»Nächstes Jahr«, sagte sie, »fliegen wir wieder nach Spanien, okay? Also hör auf zu meckern, lächle und tu wenigstens so, als würdest du dich amüsieren.«

Wie jedes Mal seit ihrer Ankunft in Rabat näherten sie sich der Medina von der Kasbah des Oudaias, weil Margaret diese Route besonders pittoresk fand. Die Kasbah war eine Festung aus dem zwölften Jahrhundert, die auf einer Klippe errichtet war, und ihre Zinnen und soliden steinernen Bas-

tionen überblickten den einzigartigen Piratenhafen von Salé. Der kleine, von Mauern umgebene Ort war einfach wundervoll. Die gekalkten Häuser hatten ausnahmslos ein himmelblaues Band, dessen Farbe überall gleich war und das vom Boden aus bis zu etwa einem Meter Höhe um ihre Fundamente herumführte, bei einigen Häusern war es sogar zwei Meter fünfzig oder drei Meter hoch. Obwohl der Anstrich eindeutig nicht sonderlich neu war, verlieh er dem ganzen Bezirk eine Aura, als wäre er frisch gestrichen.

Es war eine seltsam attraktive Dekoration, die weder Margaret noch ihr Ehemann je zuvor gesehen hatten, und niemand schien eine Ahnung zu haben, warum man das machte. Ihre diesbezüglichen Nachfragen waren mit verwirrten Mienen und übertriebenem Achselzucken beantwortet worden. Wie es schien, waren die Häuser innerhalb der Kasbah schon immer so geschmückt worden.

Von der Kasbah aus gingen sie über einen breiten Weg, der leicht anstieg und in regelmäßigen Abständen von jeweils drei Stufen unterbrochen wurde. Diese waren offensichtlich angelegt worden, um die Steigung in Richtung der Medina auszugleichen. Der Fluss verlief links neben dem Weg, während rechts davon ein freies, grasbewachsenes Feld lag, ein beliebter Ort für Leute, die sich hinsetzen und den Ausblick bewundern wollten oder aber einfach nur hier lagen und die Welt an sich vorbeiziehen ließen.

Der Eingang zur Medina wirkte dunkel und wenig einladend, was zwar gewiss auch an dem gleißend hellen Sonnenlicht dieses Spätnachmittags lag, zum größten Teil jedoch an dem geschwungenen, eleganten halbkreisförmigen Metalldach über diesem Teil der Altstadt. Die einzelnen Metallflächen waren geometrisch und schienen nicht allzu viel Licht durchdringen zu lassen, aber sie verliehen dem Him-

mel ein dunkel irisierendes Schimmern, als bestände er aus einer Art Perlmutter.

Sobald sie die dunkle Medina betreten hatten, beruhigten sie die mittlerweile vertrauten Gerüche – Rauch, metallischer Staub, Kräuter und Gewürze, frisch gehacktes Holz und ein weiterer merkwürdiger, allgegenwärtiger Geruch, dessen Quelle Margaret schließlich in den Gerbereien ausgemacht hatte. Der Geräuschpegel schwoll merklich an, als sie tiefer in den Souk vordrangen. Das Hämmern der Metallarbeiter bildete einen ständigen Kontrapunkt zu dem Summen der Gespräche, dem Feilschen von Käufern und Verkäufern und den gelegentlichen Schreien, wenn sich Stimmen vor Aufregung oder Wut erhoben.

Und wie gewöhnlich wimmelte es im Souk von Menschen und Katzen.

Als Margaret das erste Mal die Medina und den Souk besucht hatte, erschütterte sie die Zahl streunender Katzen. Aber ihre Sorge wurde sofort zerstreut, als sie bemerkte, wie gesund die Katzen wirkten. Dann sah sie die erste einer Vielzahl von Futterstellen, wo sichtlich wohlgenährte Katzen und ihre Jungen herumstrichen und wo man Teller mit Nahrungsmitteln für diese besonderen Marktbewohner hingestellt hatte. Sie nahm an, dass die Händler den Katzen wohlgesonnen waren, weil sie dafür sorgten, die Zahl der Ratten und Mäuse unter Kontrolle zu halten. Allerdings ließ der Anblick einiger großer, in der Sonne schlafender Katzen vermuten, dass schon ziemlich viel Zeit vergangen war, seit sie das letzte Mal ihr Essen selbst hatten jagen müssen ...

Die Fülle der angebotenen Produkte und Dienstleistungen im Souk war wie üblich überwältigend. Sie kamen an Buden vorbei, in denen schwarze Metalllaternen verkauft wurden; blaue und grüne Glasflaschen, auf Bestellung ange-

fertigt; Lederwaren; Stühle; exquisite Kästchen aus Zedernholz; Schuhe; Kleider, die an Regalen und Stangen hingen, die bis auf die schmalen Straßen hinausreichten und die Fußgänger zwangen, sich unter ihnen hindurch- und an ihnen vorbeizudrücken; Uhren; Gewürze, die aus offenen Säcken verkauft wurden; Teppiche; Decken; und jede Menge Silberschmuck. Margaret blieb immer an einer besonderen Bude stehen und sah fasziniert zu, wie dünne Silberplatten erst flach gehämmert und dann geschnitten, geformt und zu Teekannen, Schalen und anderen Gebrauchsgegenständen zusammengelötet wurden.

Und wohin sie auch blickte, sah sie Stände mit Speisen, an denen alles mögliche Essbare verkauft wurde, angefangen von Sandwiches bis hin zu Lammfleisch, das in den traditionellen marokkanischen Tajines gekocht wurde, auffällig geformten irdenen Töpfen, die wie umgekehrte Trichter aussahen. Als sie das erste Mal durch den Souk geschlendert waren, hatte Margaret etwas von diesem lokalen »Fast Food« probieren wollen, aber Ralph hatte sie davor gewarnt.

»Sieh dir doch nur den Dreck in diesen Buden an«, hatte er gesagt. »Ein britischer Gesundheitsinspektor würde einen Anfall bekommen, wenn er das hier sähe. Diese Leute haben keine Ahnung von Hygiene.«

Margaret hätte ihn gern darauf hingewiesen, dass die Leute, die sie bis jetzt gesehen hatten, ganz offensichtlich ihre einheimische Nahrung ausgezeichnet vertrugen – sie konnten wohl problemlos auf die »Segnungen« von künstlichen Geschmacks-, Farb- und Konservierungsstoffen sowie allen möglichen anderen chemischen Zutaten verzichten, ohne die britische Lebensmittel kaum noch auskamen. Aber sie biss sich auf die Lippen. Und so hatten sie, wie nicht anders zu erwarten, seit ihrer Ankunft in der Stadt jede Mahlzeit

in ihrem Hotel eingenommen. Ralph war sogar den Speisen gegenüber misstrauisch gewesen, die im Speisesaal des Hotels serviert wurden, aber da sie schließlich irgendwo essen mussten, schien ihm das Hotel noch die sicherste Option.

Fotos im Souk zu machen war nicht ganz so einfach, wie Margaret erwartet hatte, da die meisten Kaufleute und auch Käufer sich offenbar nicht gerne fotografieren ließen, nicht einmal von Touristen. Und natürlich waren es die Menschen, die sie mit ihrer kleinen, digitalen Olympus-Kamera aufnehmen wollte – schließlich waren auch sie es, an die sie sich erinnern wollte.

Als wieder einmal ein großer Marokkaner ihrer Kamera auswich, als sie die Kamera hob, knurrte sie gereizt.

»Ach, verdammt noch mal!«

Margaret senkte die Olympus und hielt sie etwa in Brusthöhe halb versteckt hinter ihrer Handtasche. Sie hatte den Riemen der Tasche verlängert und sie sich über die Schulter geschlungen, um sie mit der linken Hand fest an ihren Körper zu drücken. Schließlich waren sie in einer Gegend, wo bekanntlich Taschendiebe arbeiteten. Sie würde ihre fotografische Mission nach dem Schrotflintenprinzip durchführen, beschloss sie, und einfach auf den Auslöser drücken, während sie durch den Souk gingen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie die Kamera richtig hielt. Das war einer der Vorteile der digitalen Fotografie – der Memorychip war so groß, dass weit über hundert Fotos darauf passten. Sie konnte zu Hause in Kent die Fotos löschen, die nichts geworden waren, und außerdem hatte sie noch einen Reserve-Memorychip, falls derjenige in der Kamera voll war.

»Hör zu, Ralph«, meinte Margaret. »Geh doch mal rechts von mir. Dann ist die Kamera nicht so schnell zu sehen. Wir gehen bis zum anderen Ende, und dann«, setzte sie hinzu,

»kehren wir ins Hotel zurück und genießen unser letztes Dinner hier in Marokko.«

»Gute Idee.« Ralph O'Connor schien erleichtert bei der Aussicht, den Souk möglichst schnell verlassen zu können. Er ging um seine Frau herum an ihre rechte Seite, wie sie es verlangt hatte. Und dann setzten sie sich langsam in Bewegung, verfolgt von einer kleinen Gruppe von Jungen, die lautstark um ihre Aufmerksamkeit feilschten. Während sie gingen, untermalte das leise Klicken von Margarets Kamera ihre Schritte.

Sie hatten etwa die Hälfte des Weges hinter sich gebracht, als an einer der Buden vor ihnen plötzlich ein Streit ausbrach. Etwa ein halbes Dutzend Männer, alle in traditioneller arabischer Kleidung, schrien herum und stießen sich gegenseitig. Sie waren sehr laut und eindeutig wütend, so viel war Margaret klar, auch wenn sie kaum ein Wort Arabisch verstand. Ziel der allgemeinen Erregung schien ein kleiner, schäbig gekleideter Mann zu sein, der in einer der Buden stand. Die aufgebrachten Männer deuteten auf die Waren, die er ausstellte, was Margaret verwirrte. Denn offensichtlich bot der Mann nur eine Sammlung von schmutzigen Lehm-tafeln und Scherben an, die Art von Schund, die man an fast jeder historischen Stätte Marokkos finden konnte. Vielleicht, dachte sie, sind die Araber ja Beamte, und einige der Waren, die hier zum Kauf angeboten werden, sind gestohlen oder von einer archäologischen Ausgrabungsstätte geplündert. Was auch immer der Grund für ihren Streit war, er war jedenfalls erheblich dramatischer als alles, was sie bisher im Souk gesehen hatte.

Margaret versuchte, die Kamera so gut wie möglich auf die Gruppe zu halten, und drückte dann auf den Auslöser.

»Was machst du da?«, zischte Ralph.

»Ich fange einfach nur ein bisschen Lokalkolorit ein, das ist alles«, antwortete Margaret. »Es ist jedenfalls weit interessanter, wenn ich Fotos von einem Streit machen kann, als irgendwelche alten Ladenbesitzer zu fotografieren, die Kaffeekannen aus Messing hochhalten.«

»Komm schon, lass uns weitergehen.« Ralph zupfte am Ärmel seiner Frau und drängte sie, diesen Schauplatz zu verlassen. »Ich traue diesen Leuten nicht.«

»Mein Gott, Ralph, du bist manchmal so ein Waschlappen.«

Aber der Streit, den sie beobachteten, schien langsam immer heftiger zu werden, also machte Margaret noch zwei Fotos und wandte sich dann ab. Sie nahm Kurs auf den Eingang des Souk, flankiert von ihrem Ehemann.

Sie waren kaum fünfzig Meter gegangen, als der Streit hinter ihnen aus dem Ruder lief. Die Schreie wurden immer wütender und lauter, und wenige Augenblicke später hörten sie das Klatschen von hastigen Schritten, die sich schnell näherten.

Ralph zog Margaret hastig in eine der schmalen Gassen des Souk, und kaum hatten sie den Hauptgang des Marktes verlassen, als der kleine, schäbige Mann, den sie in der Bude gesehen hatten, vorbeirannte. Ein paar Sekunden später folgten die anderen Männer, die mit ihm gestritten hatten und jetzt wütend hinter ihm herschrien.

»Ich frage mich, was er getan hat«, sagte Margaret, als sie aus der Gasse heraustraten.

»Was auch immer es sein mag, es hat nichts mit uns zu tun«, erwiderte Ralph. »Ich fühle mich sicher viel glücklicher, wenn wir wieder im Hotel sind!«

Sie drängten sich durch die Menge, doch bevor sie den Haupteingang erreichten, kamen sie an einer weiteren klei-

nen Seitengasse vorbei, an der ein Gewürzhändler stand, und hörten wieder Geschrei. Kurz darauf rannte der kleine Araber erneut an ihnen vorbei. Er atmete schnell und keuchend, während er verzweifelt nach einem Zufluchtsort suchte. Margaret sah seine Verfolger hinter ihm – sie waren ihm eindeutig näher gekommen.

Mitten im Lauf fiel ein kleiner, beigefarbener Gegenstand aus einer der Taschen seiner Djellaba und flog durch die Luft. Statt auf dem Boden landete er mitten in einem offenen Sack mit einem hellen Gewürz. Das sandfarbene Ding wurde fast im selben Moment unsichtbar, weil seine Farbe sich perfekt mit der des Gewürzes vermischte.

Der Mann hatte offenbar nicht bemerkt, dass er etwas verloren hatte, und setzte seine überstürzte Flucht fort. Sekunden später rannte ein halbes Dutzend Männer an ihnen vorbei, die ihre Schritte noch beschleunigten, als sie ihre Beute sahen. Der kleine Mann hatte jetzt nur noch dreißig Schritte Vorsprung.

Margaret blickte auf den Gegenstand und sah dann zu dem Besitzer der Bude hoch, der nur Augen für die Männer hatte, die die Gasse hinunterrannten. Rasch bückte sie sich, nahm den Gegenstand aus dem Gewürzbeutel und schob ihn in eine der Taschen ihrer Sommerjacke.

»Was um alles in der Welt machst du da?«

»Halt den Mund, Ralph«, zischte Margaret, als der Besitzer des Gewürzstandes zu ihr herüberblickte. Sie lächelte ihn liebenswürdig an, schob ihren Arm unter den ihres Mannes und ging weiter Richtung Ausgang.

»Das gehört dir nicht«, murmelte Ralph, als sie den Souk verließen und zu ihrem Hotel gingen. »Du hättest es nicht nehmen sollen.«

»Es ist nur ein Stück Lehm«, antwortete Margaret, »und

ich bezweifle sehr, dass es etwas wert ist. Außerdem stehe ich es nicht. Wir wissen, welchen Stand dieser kleine Mann hat, also gehe ich morgen wieder hierher und gebe ihm die Scherbe zurück.«

»Aber du weißt ja gar nicht, ob er überhaupt irgendetwas mit dieser Bude zu tun hat. Vielleicht stand er einfach nur zufällig daneben. Du hättest dich nicht in diese Angelegenheit verwickeln lassen sollen.«

»Ich bin nicht »verwickelt«, wie du es auszudrücken beliebst. Hätte ich die Scherbe nicht genommen, hätte jemand anders das getan, und dann gäbe es keine Chance, sie ihrem rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben. Ich bringe sie morgen wieder hierher, das verspreche ich. Und dann brauchen wir nie wieder darüber nachzudenken.«

2

Die Verfolger holten den kleinen Mann auf dem freien Gelände zwischen den Mauern von Rabat und der Chellah ein, der uralten Nekropole, die jetzt tagsüber ein beliebter Picknickort für Touristen, nach Einbruch der Dunkelheit jedoch meist verlassen war. Er duckte sich zwischen die Wildblumen, die dort wuchsen, aber unglücklicherweise hatte einer der Männer, die ihn jagten, beobachtet, wo er sich versteckt hatte. Augenblicke später hatten die ersten ihn erreicht und drückten ihn mit dem Rücken an einen Felsen. Der Rest der Verfolger versammelte sich rasch um den Flüchtigen, und ein großer, dünner Mann mit einer auffälligen Hakennase trat aus der Gruppe vor. Er hatte als Kind an einer unbehan-

delten Schüttellähmung gelitten, und die rechte Seite seines Gesichts war erstarrt. Die Krankheit hatte ihn außerdem die Sehkraft auf seinem rechten Auge gekostet und seine Hornhaut milchig weiß verfärbt, was einen dramatischen Kontrast zu seiner dunkelbraunen Haut bildete.

»Wo ist es, Hassan?« Seine Stimme klang ruhig und gemessen.

Der Gefangene schüttelte den Kopf. Daraufhin schlug ihn einer der Männer, die ihn festhielten, brutal in den Bauch. Er krümmte sich, keuchte und erbrach sich.

»Ich frage dich noch einmal. Wo ist es?«

»In meiner Tasche«, stieß Hassan al-Qalaa dumpf hervor.

Der große Mann machte eine Handbewegung, und die beiden anderen erlaubten dem Gefangenen, in seine Taschen zu greifen. Er wühlte erst in der einen und dann in anderen, während die Erschöpfung auf seinem Gesicht langsam der Verzweiflung wich; ihm wurde allmählich klar, dass der Gegenstand, den er vor seiner Flucht an sich gebracht hatte, nicht mehr in seinem Besitz war.

»Es muss mir aus der Tasche gefallen sein«, stammelte er. »Irgendwo im Souk!«

Der große Mann betrachtete ihn gleichgültig. »Durchsucht ihn!«, befahl er.

Einer seiner Männer presste den Gefangenen auf den Felsbrocken, während ein anderer seine Kleidung durchwühlte.

»Nichts«, sagte der Mann schließlich.

»Ihr vier!«, fuhr der große Mann seine Leute an. »Ihr geht zurück und durchsucht den Souk! Folgt der Route, die wir genommen haben, und befragt die Budenbesitzer.«

Die vier Männer verließen die Gruppe und rannten rasch zum Eingang des Souk zurück.

»Also, Hassan«, sagte der große Mann und beugte sich

dichter zu dem Gefangenen. »Du hast es vielleicht verloren oder jemand gegeben, aber beides spielt keine Rolle. Es wird irgendwo und irgendwann wieder auftauchen, und dann hol ich es mir zurück.« Er hielt inne, betrachtete den Mann, der immer noch auf dem Felsen festgehalten wurde, und beugte sich noch ein Stück weiter zu ihm herab. »Weißt du, wer ich bin?«, fragte er. Seine Stimme war kaum mehr als ein Wispern.

Der Gefangene schüttelte den Kopf, den entsetzten Blick auf das zerstörte Gesicht und das starre, blinde Auge des großen Mannes gerichtet.

»Dann sage ich es dir«, erklärte er und murmelte ein paar Worte in sein Ohr.

Der Gefangene schüttelte sofort den Kopf, während blankes Grauen in seine Augen trat.

»Nein, nein!«, schrie er und wehrte sich heftig. »Es war nur eine Tontafel! Ich bezahle sie dir. Ich bezahle alles!«

»Das hier hat nichts mit Geld zu tun, du Narr, und es war auch nicht nur eine Tontafel. Du hast keine Ahnung, nicht die geringste Ahnung, was du da in deinen Händen gehalten hast.«

Der große Mann machte eine andere Handbewegung, und einer seiner Leute riss dem Gefangenen die Kleidung von der Brust, schob ihm ein Stück Tuch in den Mund und befestigte den Knebel hinter seinem Kopf mit einem Knoten. Dann drückten sie ihn wieder fest gegen den Felsen, mit ausgestreckten Armen. Obwohl er sich wehrte und zappelte, nützte es ihm nichts.

Schließlich trat der Gefangene heftig um sich, weil seine Beine das Einzige waren, was er noch bewegen konnte, und erwischte den großen Mann mit seinem Fuß am Schenkel.

»Dafür«, zischte der Entstellte, »wirst du länger leiden.«

Er griff in seine Djellaba und zog einen gekrümmten Dolch mit einer böseartig wirkenden zweischneidigen Klinge aus einer versteckten Scheide. Dann rollte er seinen rechten Ärmel über seinen Ellbogen hoch, damit der Stoff nicht mit Blut beschmutzt würde, und trat etwas näher. Er legte die Spitze des Dolches sanft auf die Brust des Mannes und tastete nach einem Zwischenraum zwischen den Rippen. Dann erhöhte er langsam den Druck auf den Griff der Waffe. Als die Spitze die Haut durchbohrte, schrie der Gefangene auf, aber der Laut wurde durch den primitiven Knebel gedämpft.

Der große Mann drückte fester zu, und die Vorderseite der Djellaba seines Gefangenen färbte sich plötzlich dunkelrot, als das Blut aus der Wunde quoll. Er ließ sich Zeit mit seinem Dolch und nahm dabei seinen Blick niemals vom Gesicht des Sterbenden. Als er vermutete, dass die Spitze der Waffe kurz davor war, das Herz zu berühren, hielt er ein paar Sekunden inne, wechselte seinen Griff um den Dolch und rammte ihn dann tiefer hinein, während er ihn gleichzeitig drehte. Die Spitze der Klinge zerfetzte das Herz des Opfers in zwei Teile.

»Sollen wir ihn begraben? Oder legen wir ihn einfach irgendwo ab?«, wollte einer der Männer wissen, als der Gefangene tot zu Boden sank.

Der große Mann schüttelte den Kopf. »Legt ihn einfach da drüben hin«, befahl er und deutete auf eine Stelle mit etwas dichteren Büschen, bevor er sich bückte und die blutige Klinge an der Kleidung des Mannes abwischte. »Morgen oder übermorgen wird ihn jemand hier finden.

Und verbreitet die Nachricht«, fuhr er fort, als er mit seinen Männern wieder zum Souk zurückging. »Alle sollen erfahren, das Hassan al-Qalaa wegen dem, was er getan hat, starb. Sorgt dafür, und außerdem macht ihr allen klar, dass

jeden, der mit der Polizei redet, dasselbe Schicksal ereilt. Zudem lobt ihr eine Belohnung für die Wiederbeschaffung der Tafel aus. Wir müssen sie finden, ganz gleich, was es kostet!«

3

Kurz nach zehn am folgenden Morgen ging Margaret zurück in den Souk, die Tontafel sicher in ihrer Handtasche versteckt. Sie hatte sie am Abend zuvor in ihrem Hotelzimmer sorgfältig untersucht und etliche Fotos davon gemacht.

Diese Tontafel war eigentlich bemerkenswert langweilig. Sie maß etwa zwölf mal sieben Zentimeter, war vielleicht einen Zentimeter dick und hellbraun, fast beige. Die Rückseite und die Seiten waren glatt und schmucklos, doch die Vorderseite bedeckte eine Reihe von Markierungen, von denen Margaret annahm, dass es sich um eine Schrift handelte. Aber es war keine, die sie erkannt hätte. Jedenfalls war es ganz gewiss keine europäische Sprache, und sie sah auch nicht aus wie die arabischen Wörter und Schriftzeichen, die sie seit ihrer Ankunft in Rabat auf etlichen Schildern und in Zeitungen gesehen hatte.

Nachdem sie Ralph versprochen hatte, dass sie einfach nur zu der Bude gehen, den Gegenstand zurückgeben und anschließend sofort wieder ins Hotel zurückkehren würde, hatte er zugestimmt, sie nicht zu begleiten.

Aber als Margaret den Souk betrat und durch die gewundenen Wege zu der Bude gehen wollte, stellte sich ihr ein Problem. Weder der kleine Marokkaner noch die Sammlung von alten Artefakten, die sie am Tag zuvor dort gesehen hat-

te, befanden sich noch da. Stattdessen standen zwei Männer hinter einem Tapeziertisch, auf dem typische Touristensouvenirs angeboten worden: Kaffeekekannen aus Messing, Metall Dosen und andere Schmuckgegenstände.

Einige Sekunden blieb sie unentschlossen stehen, dann trat sie vor und sprach einen der Männer an.

»Verstehen Sie Englisch?« Sie sprach langsam und deutlich. Der Mann nickte.

»Gestern war hier ein anderer Verkaufsstand«, sagte sie, ebenso langsam und deutlich. »Ein kleiner Mann arbeitete hier.« Sie deutete mit der Hand die ungefähre Größe des Marokkaners an, den sie am Vortag gesehen hatte. »Ich wollte etwas von seinen Sachen kaufen.«

Die beiden Männer sahen sie einen Moment schweigend an, bevor sie miteinander in schnellem Arabisch redeten. Dann drehte sich einer von ihnen zu ihr um.

»Er ist heute nicht hier«, sagte er. »Kaufen Sie Souvenirs von uns, ja?«

»Nein, nein danke.« Margaret schüttelte nachdrücklich den Kopf. Immerhin habe ich es versucht, dachte sie im Weggehen, aber wenn der Mann, der die Tontafel fallen gelassen hat, nicht da ist, dann kann ich sie ihm wohl kaum zurückgeben. Also würde sie die Tafel nach Hause mitnehmen, nach Kent, als merkwürdiges Souvenir von ihrer ersten Urlaubsreise außerhalb von Europa und als Erinnerung an das, was sie gesehen hatte.

Sie bemerkte nicht, dass einer der beiden Männer hinter dem Tisch sein Handy aus der Tasche zog, als sie sich von dem Verkaufsstand entfernte.

Margaret beschloss, sich noch einmal umzusehen, bevor sie zum Hotel zurückging. Sie war ziemlich sicher, dass Ralph

niemals wieder nach Marokko zurückkehren wollte, weil er die Zeit in Rabat eindeutig nicht genossen hatte. Also war das hier ihre letzte Gelegenheit, den Ausblick zu genießen und ein paar Fotos zu schießen.

Sie schlenderte durch den Souk, fotografierte, wann immer sie konnte, und ging dann nach draußen. Es war ihr nicht gelungen, Ralph zu überreden, die Chellah zu besuchen, und sie wollte unbedingt durch die Gärten schlendern, selbst wenn sie das Heiligtum selbst nicht besuchen konnte.

Aber als sie zu den alten Mauern der Nekropole kam, sah sie etliche Polizeibeamte und andere Leute, die direkt vor ihr herumliefen. Einen Moment überlegte sie, ob sie einfach aufgeben und ins Hotel zurückkehren sollte.

Dann zuckte sie mit den Schultern; was auch immer das Problem war, das diese Ansammlung von Beamten auf den Plan gerufen hatte, es dürfte kaum etwas mit ihr zu tun haben. Also ging sie weiter. Neugier war schon immer eine ihrer Tugenden gewesen, oder einer ihrer Fehler, wie Ralph das sah, und so beobachtete sie sehr genau, was da vor sich ging, als sie sich der kleinen Gruppe von Männern näherte.

Zuerst konnte sie nur die Rücken der Männer erkennen, aber dann traten zwei von ihnen ein Stück zur Seite. Jetzt sah Margaret ganz deutlich, was sie anstarrten. Ziemlich dicht an einem großen Felsbrocken lag eine kleine Gestalt auf dem Boden. Die Vorderseite seiner Djellaba war blutdurchtränkt. Das allein war schon erschreckend genug, aber Margaret war wie betäubt, weil sie das Gesicht des toten Mannes kannte. Sie war so überrascht, dass sie wie angewurzelt stehen blieb.

Plötzlich wusste sie ganz genau, warum der kleine Araber nicht in der Bude im Souk gewesen war. Und sie vermutete auch, dass die Tontafel in ihrer Handtasche, der Gegen-

stand, den er verloren hatte, als er an ihnen vorbeigelaufen war, bedeutender und wertvoller war, als sie gedacht hatte.

Einer der Polizisten bemerkte, wie sie mit offenem Mund dastand und den Leichnam auf dem Boden anstarrte, und winkte sie ärgerlich weiter.

Margaret kehrte um und ging zum Souk zurück, tief in Gedanken versunken. Sie beschloss, ihren ursprünglichen Plan zu verwerfen und die Tontafel lieber nicht in ihrer Handtasche zu lassen, wenn sie zum Flughafen fahren. Sie musste sich etwas ausdenken, wie sie die Tafel aus Marokko herausbekam, ohne dass sie damit erwischt wurde. Und es gab einen sehr naheliegenden Weg, das zu bewerkstelligen.

4

»Ich bedaure es nicht gerade, dass wir nach Hause fahren«, sagte Ralph O'Connor, während er ihren gemieteten Renault Megane aus Rabat hinaus Richtung Casablanca lenkte, wo ihr Rückflug nach London abging.

»Ich weiß«, antwortete Margaret kurz angebunden. »Du hast sehr deutlich gemacht, dass Marokko ganz unten auf der Liste mit Orten steht, die du gerne wieder besuchen möchtest. Ich nehme an, du willst nächstes Jahr wieder nach Benidorm oder Marbella?«

»Jedenfalls fühle ich mich in Spanien irgendwie heimischer. Dieses Land hier ist mir einfach zu fremdartig, und außerdem mag ich es nicht. Und ich glaube immer noch, dass du diese verdammte Tontafel, die du da aufgehoben hast, besser weggeworfen hättest.«

»Hör mal, was ich gemacht habe, halte ich unter den gegebenen Umständen für das Beste, und ich habe nicht vor, darüber zu diskutieren.«

Sie fuhren ein paar Minuten schweigend weiter. Margaret hatte Ralph nicht erzählt, was sie an diesem Morgen in der Chellah gesehen hatte, aber sie hatte ihrer Tochter noch schnell in einer E-Mail davon berichtet, bevor sie das Hotel verließen.

Fünf Meilen außerhalb von Rabat herrschte so gut wie gar kein Verkehr, und sie hatten die Straße praktisch für sich allein. Das einzige Auto, das Ralph im Rückspiegel sehen konnte, war ein großer, dunkler Geländewagen, der ihnen mit einigem Abstand folgte. Je weiter sie sich von der Stadt entfernten, umso weniger Fahrzeuge kamen ihnen entgegen.

Als die Straße schließlich ziemlich dicht an der Atlantikküste entlangführte, wurde der Jeep schneller. Ralph O'Connor war ein sehr vorsichtiger Fahrer und teilte seine Aufmerksamkeit zwischen der Straße vor ihnen und dem Jeep im Rückspiegel. Das Fahrzeug kam rasch näher.

Dann sah er auf der Gegenfahrbahn einen alten weißen Peugeot in ihre Richtung kommen. Er ging ein bisschen vom Gas, damit der Fahrer des Jeeps sie überholen konnte, bevor der Peugeot sie erreichte.

»Warum fährst du langsamer?«, wollte Margaret wissen.

»Von hinten kommt ein Jeep, der ist ziemlich schnell, und vor uns ist eine scharfe Kurve. Es wäre mir lieber, wenn er uns noch vor der Kurve überholt.«

Aber der Fahrer des Jeeps machte keine Anstalten, sie zu überholen, sondern blieb etwa zwanzig Meter hinter dem Renault der O'Connors und hielt ihr Tempo.

Dann geschah alles sehr schnell. Als sie die Linkskurve

erreichten, nahm der Peugeot plötzlich Kurs auf sie. Ralph bremste scharf und sah nach links. Der Jeep, ein Toyota Land-Cruiser mit getönten Fenstern und einem massiven Bullenfänger vor dem Kühler, war direkt neben ihm.

Aber der Fahrer des Geländewagens schien ihn immer noch nicht überholen zu wollen, sondern blieb einfach neben ihnen. Ralph wurde noch langsamer. In dem Moment schlug der Fahrer des Toyotas das Lenkrad hart nach rechts ein und rammte mit dem Bullenfänger den Renault. Es krachte schrecklich, und Ralph spürte, wie sein Wagen zur Seite schleuderte.

»Jesus Christus!« Er trat mit aller Kraft auf die Bremse.

Die Reifen quietschten und qualmten und hinterließen Bremsspuren auf der Straße. Der Renault wurde nach rechts gedrückt, auf den Scheitelpunkt der Kurve zu.

Ralph bemühte sich zwar nach Kräften, aber er hatte keine Chance. Die Geschwindigkeit des Renaults und die Wucht des zwei Tonnen schweren Toyotas drückten den leichteren Wagen unausweichlich zum Rand des Asphalts.

»Ralph!«, kreischte Margaret, als ihr Wagen seitlich auf den steilen Abhang an der rechten Straßenseite zurutschte.

Dann traf der Toyota den Renault erneut. Diesmal löste der Aufprall Ralphs Airbag aus, und er musste die Hände vom Lenker nehmen. Jetzt war er vollkommen hilflos. Der Wagen krachte gegen eine Begrenzungsmauer aus niedrigen Steinen, die am Rand der Straße einzementiert waren.

Margret schrie vor Entsetzen, als sich die linke Seite ihres Wagens anhob, und dann kippte das Fahrzeug um. Es rollte über die Klippe und stürzte sich überschlagend etwa zehn Meter den nahezu senkrechten Hang in ein ausgetrocknetes Flussbett hinab.

Das tröstliche Motorengeräusch wurde von donnerndem

Krachen ersetzt und der Wagen von heftigen Stößen geschüttelt, als er von der Straße abkam.

Margaret schrie erneut auf, als die Welt sich vor ihren Augen zu drehen begann. Entsetzt merkte sie, dass sie völlig hilflos und ausgeliefert war. Ralph stemmte seinen Fuß immer noch mit aller Kraft auf das Bremspedal und hatte das Steuerrad wieder umklammert; beide Handlungen waren instinktiv und vollkommen sinnlos.

Die Welt versank in einem Strudel aus Lärm und brutaler Gewalt. Ihre Körper wurden in den Sitzen durchgeschüttelt, als die Windschutzscheibe zerbarst und die Innenverkleidung sich durch die wiederholten heftigen Schläge ablöste. Die Sicherheitsgurte hielten sie zwar in ihren Sitzen fest und die restlichen Airbags öffneten sich, aber das nützte ihnen nichts.

Margaret griff nach Ralphs Hand, fand sie jedoch nicht. Das Krachen und Poltern wurde immer stärker, und sie riss verzweifelt den Mund auf, um erneut zu schreien, als die heftigen Stöße mit einem letzten katastrophalen Aufprall endeten. Margaret spürte einen ungeheuren Schlag auf ihrem Schädel, einen plötzlichen qualvollen Schmerz, und dann wurde alles schwarz.

Auf der Straße über ihnen hielten der Toyota und der Peugeot an, und die Fahrer stiegen aus. Sie gingen zum Rand der Straße und blickten hinab in den Wadi.

Der Fahrer des Toyotas nickte zufrieden, zog ein paar Latexhandschuhe aus der Tasche und kletterte geschickt den steilen Hang zu dem Autowrack hinab. Der Kofferraum des Renaults war aufgefliegen, und das Gepäck lag überall verstreut. Er öffnete die Koffer und durchsuchte ihren Inhalt. Dann trat er an die Beifahrerseite des Wagens, kniete sich

hin und zog Margaret O'Connors Handtasche heraus. Er griff hinein und nahm eine kleine Digitalkamera heraus. Die schob er in seine Tasche und durchsuchte die Handtasche dann weiter. Er fand ein kleines Plastikdöschen mit einem Memorychip für die Kamera und einem USB-Kartenleser darin. Beides steckte er ebenfalls ein.

Aber offenbar suchte er noch etwas anderes, etwas, das er nicht gefunden hatte. Seine Miene wurde zunehmend gereizter, als er die Koffer erneut durchsuchte, dann noch einmal die Handtasche und, während er angewidert die Nase rümpfte, sogar die Taschen in der Kleidung der O'Connors. Das Handschuhfach des Renaults war verklemmt, doch der Mann brach es innerhalb von Sekunden mit der langen Klinge eines Klappmessers auf, das er aus seiner Innentasche gezogen hatte. Aber auch hier fand er nichts.

Der Mann schlug die Klappe zu, trat wütend gegen die Seite des Autos und kletterte dann wieder zur Straße hoch.

Dort unterhielt er sich kurz mit dem anderen Mann, bevor er einen Anruf mit seinem Handy tätigte. Dann stieg er wieder den Hang hinab, ging zum Wagen, zog Margarets Handtasche aus dem Wrack, durchwühlte sie noch einmal und nahm ihren Führerschein heraus. Schließlich warf er die Handtasche achtlos in den Renault und kletterte erneut zur Straße hoch.

Drei Minuten später war der Toyota in Richtung Rabat verschwunden, der weiße Peugeot jedoch parkte immer noch am Rand der Straße über der Unfallstelle. Der Fahrer lehnte gelassen an der Tür seines Fahrzeugs und wählte schließlich auf seinem Handy die Nummer der Polizei.

»Und was soll ich tun, wenn ich dort ankomme?« Es war unverkennbar, dass Chris Bronson wütend war. Er war sofort nach seiner Ankunft heute Morgen in das Büro seines Vorgesetzten in der Maidstone-Polizeiwache gerufen worden. »Und warum muss ausgerechnet ich dorthin fahren? Sie können doch für so etwas auch einen der DIs instruieren, oder nicht?«

Detective Chief Inspector Reginald »Dickie« Byrd seufzte. »Hören Sie, es gibt in diesem Fall noch andere Faktoren, die wir bedenken müssen, nicht nur den Rang der ermittelnden Polizeibeamten. Wir wurden deshalb mit dieser Aufgabe beauftragt, weil die Familie des toten Ehepaares in Kent lebt, und ich habe Sie ausgesucht, weil Sie etwas können, was keiner der hiesigen Detective Inspectors beherrscht: Sie sprechen Französisch.«

»Ich spreche Italienisch«, korrigierte Bronson ihn. »Mein Französisch ist zwar gut, aber nicht fließend. Und haben Sie nicht gesagt, dass die Marokkaner einen Dolmetscher vor Ort haben?«

»Haben sie, aber Sie wissen genauso gut wie ich, dass bei solchen Übersetzungen oft etwas verloren geht. Ich will einen Mann da draußen haben, der verstehen kann, was sie wirklich sagen, und nicht, was irgendein Dolmetscher behauptet, was sie sagen. Sie brauchen nur zu überprüfen, ob die marokkanische Darstellung der Ereignisse zutrifft, dann kommen Sie wieder zurück und machen einen Bericht.«

»Warum glauben Sie, deren Bericht könnte *nicht* zutreffend sein?«

Byrd schloss die Augen. »Das glaube ich gar nicht. Ich persönlich denke, dass es sich hier nur um einen weiteren verdammten britischen Autofahrer handelt, der vergessen hat, auf welcher Seite der Straße er eigentlich fahren sollte, und der dafür verdammt teuer bezahlt hat. Aber Sie müssen das bestätigen oder aber herausfinden, ob es an anderen Faktoren gelegen haben könnte; vielleicht gab es einen Defekt an dem Mietwagen, an den Bremsen oder der Steuerung zum Beispiel? Oder aber es war noch ein anderes Fahrzeug in den Unfall verwickelt, und die marokkanischen Behörden wollen das einfach nur unter den Teppich kehren.

Die Familie, sie besteht nur noch aus der Tochter und ihrem Ehemann, lebt in Canterbury. Man hat sie gleich heute Morgen über den Unfall informiert, und soweit ich die örtliche Polizei verstanden habe, fliegen sie selbst nach Casablanca, um die Rückführung der Leichen zu arrangieren. Aber ich möchte, dass Sie vor ihnen dort ankommen und sich ein bisschen umsehen. Sollten die beiden noch nicht weg sein, wenn Sie zurückkommen, möchte ich auch, dass Sie sie besuchen und ihre Fragen beantworten, falls sie welche haben. Ich weiß, dass es ein mieser Job ist, aber ...«

»Ja, schon klar, irgendjemand muss ihn ja machen.« Bronson warf einen Blick auf seine Uhr, stand auf und fuhr sich mit der Hand durch sein störrisches dunkles Haar. »Also gut. Ich fahre nach Hause und packe meine Reisetasche. Außerdem muss ich noch ein paar Telefonate machen.«

Genau genommen musste Bronson nur ein Telefonat machen. Er hatte vorgehabt, am nächsten Abend seine Exfrau Angela zum Essen auszuführen, etwas, das bereits zweimal wegen seiner Arbeit verschoben worden war. Jetzt musste er zum dritten Mal absagen.

Byrd schob ihm einen dünnen Aktenordner über den

Tisch hinweg zu. »Das Ticket ist für den Flug nach Casablanca, weil alle Flüge nach Rabat bereits ausgebucht waren. Sie fliegen Economy-Klasse.« Er schwieg ein paar Sekunden. »Aber Sie können natürlich versuchen, das Mädchen am Check-in-Schalter mit einem Lächeln zu bezirzen, Chris. Vielleicht upgradet sie Sie ja.«

6

»Ist das alles?«, erkundigte sich David Philips, während er auf das Foto starrte, das auf dem Bildschirm des Laptops seiner Frau erschien. Sie saßen nebeneinander im Schlafzimmer ihrer bescheidenen Doppelhaushälfte in Canterbury, das sie auch als Büro nutzten.

Kirsty nickte. Ihre Augen waren gerötet, und Tränenspu- ren verliefen über ihre glatten Wangen.

»Das sieht nicht sonderlich bedeutend aus. Bist du sicher, dass deine Mutter das da aufgehoben hat?«

Seine Frau nickte erneut, aber diesmal fand sie auch ihre Stimme wieder. »Das hat sie in diesem Souk gefunden. Sie sagte, der Mann hätte das fallen lassen.«

»Für mich sieht das wie irgendein Trödelkram aus.«

»Hör zu, David, ich kann dir nur sagen, was sie mir erzählt hat. Dieser Gegenstand ist dem Mann aus der Tasche gefallen, als er an ihnen vorbeigelaufen ist.«

Philips beugte sich vom Bildschirm zurück und blieb eine Weile nachdenklich sitzen. Dann schob er eine leere CD in das Laufwerk und drückte ein paar Mal auf das Mauspad.

»Was machst du da?«, erkundigte sich Kirsty.

»Es gibt eine ganz einfache Möglichkeit herauszufinden, worum es sich bei dieser Tafel handelt«, erwiderte Philips. »Ich schicke dieses Foto an Richard und sage ihm, was da draußen passiert ist. Er kann eine Geschichte darüber schreiben und für uns recherchieren.«

»Ist das wirklich eine gute Idee, David? Unser Flug nach Rabat geht gleich morgen früh, und ich habe noch nichts gepackt.«

»Ich rufe ihn sofort an«, beharrte Philips. »Ich brauche nur zehn Minuten, um die CD in seinem Büro abzugeben. Bevor ich zurückkomme, kaufe ich etwas zum Mittagessen, und du kannst das Zeug zusammenpacken, das wir in Marokko brauchen. Dann können wir gleich morgen früh losfahren. Wir werden nur ein paar Tage dort sein ... reichen da nicht die Reisetaschen?«

Kirsty wischte sich mit einem Papiertaschentuch über die Augen, und ihr Ehemann schlang seine Arme um sie. »Hör zu, Liebste«, sagte er. »Ich bin höchstens zwanzig Minuten weg, dann essen wir zusammen und packen. Wir fliegen morgen nach Rabat und klären alles. Außerdem bin ich nach wie vor bereit, allein dorthin zu fliegen, wenn du lieber zu Hause bleiben willst. Mir ist klar, wie schwer das alles für dich sein muss.«

»Nein.« Kirsty schüttelte den Kopf. »Ich will nicht allein hierbleiben. Ich will auch nicht nach Marokko, aber mir ist klar, dass wir hinfliegen müssen.« Sie verstummte, und ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen. »Ich kann einfach nicht glauben, dass sie weg sind und ich sie nie wiedersehe. Mom klang in ihrer E-Mail so fröhlich, sie war wirklich aufgeregt wegen dem, was sie gefunden hatte. Und dann passiert ihnen das. Wie konnte das alles nur so schnell geschehen?«

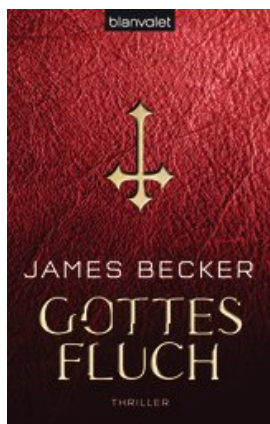
»Ich möchte gern das Fahrzeug sehen, bitte, und auch den Ort, wo der Unfall passiert ist.«

Bronson warf einen Blick über den Tisch auf die beiden Männer ihm gegenüber und sprach langsam auf Englisch. Dann lehnt er sich zurück und wartete darauf, dass der Polizeidolmetscher seine Bitte ins Französische übersetzte.

Er saß auf einem sehr geraden und ziemlich unbequemen Stuhl in einem kleinen Verhörzimmer in der Polizeiwache in Rabat. Sie befand sich in einem flachen, weiß gestrichenen Gebäude, das sich von den Nachbarhäusern nur durch den großen Parkplatz für Polizeifahrzeuge auf der Rückseite und durch die in Arabisch und Französisch beschrifteten Schilder auf der Fassade unterschied. Bronson hatte sich am Flughafen von Casablanca einen Wagen gemietet und war vor einer Stunde in Rabat angekommen. Dort hatte er erst einmal in seinem Hotel eingecheckt und war dann sofort zur Polizeiwache gefahren.

Marokkos Hauptstadt war kleiner, als er erwartet hatte. Es gab hier viele elegante Plätze und Freiflächen, die durch zumeist breite Straßen verbunden waren. Riesige Palmen säumten die Boulevards, und die ganze Stadt strahlte eine Atmosphäre kosmopolitischer Kultur und Vornehmheit aus. Sie wirkte fast eher europäisch als marokkanisch. Und es war heiß hier. Eine staubige, trockene, sengende Hitze, angereichert mit den ungewohnten Gerüchen Afrikas.

Falls DCI Byrd recht hatte und die marokkanische Polizei etwas an diesem tödlichen Unfall vertuschen wollte, war der einfachste Weg, sie dabei zu ertappen, so zu tun, als würde



James Becker

Gottesfluch

Thriller

eBook

ISBN: 978-3-641-12879-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2013

Ein antiker Code, ein dunkles Geheimnis und die tödliche Suche nach der Wahrheit...

In Marokko erstet ein englisches Ehepaar eine Tafel mit uralten Schriftzeichen. Tags darauf sind die beiden tot, die Tafel ist verschwunden. Detective Chris Bronson wird aus England hinzugezogen. Der erste Anschein eines tragischen Unfalls verflüchtigt sich schlagartig, als auf Chris ein Anschlag verübt wird. Er weiß: Der Schlüssel zu dem Fall liegt in der verschwundenen Schrifttafel. Und um die zu finden, braucht er die Hilfe seiner Exfrau, der Archäologin Angela Lewis.